

NADINE
ROTH

SA
ME
LO
VE
LO
VE

NUR MIT DIR

STERNENSAND VERLAG

Kapitel 3 - Hans Guck-In-Die-Luft



»Ich bin am Wochenende auf einer Geschäftsreise«, informierte mein Vater mich und meine Mutter am nächsten Tag, als wir wie jeden Morgen im Esszimmer zum Frühstück beisammensaßen.

Er faltete die Zeitung, legte sie neben sich und begann, seinen Toast mit Marmelade zu bestreichen.

»Wo fährst du diesmal hin?«, hakte ich nach.

»Nach Lübeck. Soll ich dir was mitbringen? Marzipan vielleicht?«, fragte er mit einem Zwinkern und lachte, als ich das Gesicht verzog, denn er wusste, dass ich diese Süßware auf den Tod nicht ausstehen konnte.

Als Manager eines Energieversorgers verreiste mein Vater ab und an. Oft innerhalb von Deutschland und ganz selten ins Ausland. Mich störte das nicht mehr, aber als Kind hatte es das getan. Ich hatte mich oft gefragt, wieso er nicht zu Hause war. Obwohl wir weniger Zeit miteinander verbrachten, als ich es mit meiner Mutter tat, hatte ich einen größeren Bezug zu ihm. Er war zwar selten da gewesen, aber nicht so streng wie meine Mutter. Seine Umarmungen waren herzlicher, sein Interesse ehrlicher und diente nicht nur dazu, zu prüfen, ob ich alles richtig machte.

Natürlich hatte er in vielen Dingen eine ähnliche Ansicht wie meine Mutter, aber es kam auch nicht selten vor, dass er mich vor ihr in Schutz nahm. Früher war es auch er gewesen, der einen Ausflug auf den Spielplatz, in den Zoo oder das Schwimmbad mit mir unternommen hatte. Für meine Mutter waren solche Aktivitäten mit einer Darmspiegelung zu vergleichen. Das Kind könnte sich ja dreckig machen oder sich danebenbenehmen.

Wenn ich ihn jetzt so ansah, mit dem Krümel, den er sich aus dem Mundwinkel leckte, überkam mich ein warmes Gefühl der Zärtlichkeit.

Nur meine Mutter schien nicht davon angetan zu sein, dass er am Wochenende nicht da

sein würde. Ihre braunen Augen zuckten in seine Richtung, während sie sich mit ihren manikürten Fingernägeln gegen die Lippen tippte.

Manchmal erfüllten die beiden jedes Klischee von reichen Eltern, sowohl vom Aussehen als auch von ihrem versnobten Verhalten her. Als Kind war ich deswegen oft zu meiner Oma mütterlicherseits geflüchtet, die so gar nichts mit Reichtum anfangen konnte und mir ein bisschen Normalität schenkte.

Sie wohnte im selben Ortsteil von Karlsruhe wie wir, allerdings sahen wir uns zurzeit selten. Zum einen lag es daran, dass sie nicht gern hierherkam, denn meine Mutter kritisierte sie genauso sehr wie mich, und zum anderen hatte ich es vernachlässigt, sie zu besuchen. Stress in der Schule, Robin, der meine Zeit einforderte, und meine Freunde, mit denen ich viel unternahm, waren wichtiger gewesen. Ich würde das ändern müssen.

Zum Glück war mein Vater nicht ganz so versnobt wie meine Mutter. Ich liebte es, wenn er seinen Anzug oder die Hemden von Hugo Boss ablegte, in legere Kleidung schlüpfte und mit mir zusammen auf dem Sofa Pizza aß. Manchmal glaubte ich, dass meine Mutter das Leben in Saus und Braus mehr genoss als er.

»Das passt mir aber gar nicht«, murzte sie jetzt und zog die gezupften Augenbrauen zusammen. »Ich hatte für das Wochenende etwas für uns beide geplant. Aber das werde ich wohl absagen müssen.« Sie fuhr sich mit den Fingern durch ihr schulterlanges braun getöntes Haar, das sie jeden Morgen aufwendig föhnte und mit Haarspray in Form brachte.

»Die Geschäftsreise geht nun mal vor, Claudia«, erklärte mein Vater, ehe er in seinen Toast biss.

Eine Aussage, an die ich mich mittlerweile gewöhnt hatte, so traurig wie das klang. Als Kind hatte er mir das auch oft versucht zu erklären. Ich erinnerte mich noch gut an seine Worte: *›Weißt du, der Papa muss arbeiten gehen, damit wir in diesem Haus wohnen bleiben können. Ich wäre auch viel lieber bei dir und Mama aber dann hättest du gar nicht mehr solche tollen Spielsachen, das wäre doch auch doof oder?‹*

Ich hätte das Haus und die *tollen* Spielsachen eingetauscht, wenn mein Vater dafür wie andere Väter jeden Abend pünktlich zu Hause gewesen wäre, um mich ins Bett zu bringen.

»Na gut. Dann werde ich etwas mit Sam unternehmen, oder?« Meine Mutter sah mich auffordernd an und gab mir dadurch zu verstehen, dass sie von mir erwartete, dass ich ihr zustimmte.

»Ich mache etwas mit Robin«, murmelte ich, während ich die Milch aus meiner Müslischüssel löffelte.

»Oh«, sagte sie erstaunt, aber zugleich auch besänftigt. Immerhin machte ich ja etwas

mit ihrem Schwiegersohn in spe. »Dann werde ich mich mit Andrea verabreden.«

Das war immer ihr letzter Ausweg. Ihre Schwester Andrea. Vermutlich würden sie das volle Wellnessprogramm in einem der neuen Spa-Tempel der Stadt austesten. Sehr gern ohne mich.

»Ich muss los«, klinkte ich mich aus dem Gespräch aus, schnappte mir mein Geschirr und brachte es in die angrenzende Küche, die im amerikanischen Stil eingerichtet worden war: die typische Kochinsel in der Mitte, wie man sie aus Filmen kannte, deckenhohe Schränke, breite Arbeitsflächen und Küchengeräte, die größer waren als *normal*. Das Material war natürlich vom Feinsten.

Aber daran merkte man, dass nicht nur *ich* ein Faible für alles hatte, was mit Amerika zu tun hatte, sondern auch mein Vater. Es war sein Wunsch gewesen, die Küche so einzurichten, weil er selbst gern kochte. Bis vor einem Jahr hatten wir das auch zusammen gemacht, aber dann war das auf der Strecke geblieben, weil er sich öfter in sein Arbeitszimmer zurückzog. Aber wir schauten uns oft Football zusammen an. Nicht im Fernsehen, nein, sonntags spielten unsere heimischen Jungs ganz in der Nähe. Das war eine Sache, die meinen Vater und mich verband und der meine Mutter so gar nichts abgewinnen konnte.

Aber diese Stunden mit meinem Vater genoss ich sehr, denn dann war er einfach locker, entspannter und nicht der konservative Manager. Manchmal kam auch Robin mit, aber er war nicht so Feuer und Flamme für den Sport. Eigentlich tat er es nur mir zuliebe.

»Tschüss, bis später«, rief ich auf dem Weg zur Haustür und schnappte mir einen dünnen Schlauchschal, der mein Outfit, das aus einem Strickpullover und einer engen Jeans bestand, abrundete. Dann schlüpfte ich in meine braunen Stiefeletten, nahm den Abschiedsgruß meiner Eltern zur Kenntnis und verließ das Haus.

Als ich zur dritten Stunde das Klassenzimmer betrat, blieb ich kurz in der Tür stehen und starrte auf meinen Platz. Romy saß direkt an dem Tisch vor mir.

Sie trug heute ein schwarzes T-Shirt, das zwei kreisrunde Löcher an den Schultern besaß, sodass ihre Haut sichtbar war. Ihre Wirbelsäule zeichnete sich unter dem Stoff ab, da er sich eng an ihren Körper schmiegte. Ihre dunkelbraunen Haare fielen ihr offen über den Rücken.

Ich betrachtete sie staunend, während ich mich mit schnellen Schritten zu meinem Platz begab. Für solche Haare hätte ich alles gegeben. Ich würde alles verwetten, dass sie sie nicht glätten musste. Im Gegensatz zu mir. Morgens eine halbe Stunde früher aufzustehen,

um meine Haare zu bändigen, war bei mir die Norm. Tat ich das nicht, hatten sie diesen ›voluminösen‹ Schwung, den ich gern als ›nicht gekämmte Haare‹ bezeichnete.

Ich schaffte es nicht, den Blick von Romy abzuwenden. Es war beinahe so, als läge ein magischer Zauber auf ihr, der mich zwang, sie anzustarren. Da ich so gefesselt von ihrem Anblick war, achtete ich nicht auf den Weg und bemerkte zu spät, dass ich mich mit der Schuhspitze in dem Träger eines Rucksacks verfang, der auf dem Boden stand.

Ich stolperte – ziemlich unelegant – und konnte mich gerade noch an der Kante des Tisches festhalten, an dem mein Mitschüler saß, dem besagter Rucksack gehörte. Dabei ließ ich die Bücher fallen, die ich nicht in meine Tasche hatte stopfen wollen, um das Klassenzimmer zu wechseln. Sie fielen zu Boden, ich kam halb liegend auf der Tischplatte auf und stieß mir dabei ziemlich schmerzhaft den Hüftknochen.

Ich biss mir unwillkürlich auf die Unterlippe, um einen Aufschrei zu unterdrücken, der die ganze Situation noch peinlicher gemacht hätte, als sie ohnehin schon war.

Einige Köpfe drehten sich zu mir um, auf der Suche nach dem Ursprung des Radaus. Darunter auch der von Romy, die mich mit ihren dunkelblauen Augen intensiv anschaute.

Mir schoss das Blut in die Wangen und mein ganzer Körper schien sich zu erwärmen. Scham pulsierte in meinem Gesicht, in meinem Brustkorb – überall!

»Hast du dir wehgetan?«, fragte Tim an dessen Tisch ich mich gestoßen hatte.

Ich war froh darüber, dass er mir einen Grund gab, den Blick von Romy abzuwenden.

Dutzende Mitschüler starrten mich an und einzig und allein sie brachte mich in Verlegenheit! Das war absurd!

Schnell befreite ich meinen Fuß von dem Riemen und drehte mich zu Tim um. »Bei mir ist alles gut, bei dir auch?«

Ich war so durcheinander, dass ich ihm diese Frage stellte, obwohl ICH diejenige war, die sich verletzt hatte.

Mein vor Schmerz pochender Hüftknochen strafte mich auch gleich Lügen.

»Ähm, ja?« Tim sah mich verwirrt mit seinen grünen Augen an.

Ich lächelte verlegen. Er schenkte mir ein Grinsen und entblößte die schmale Lücke zwischen den Schneidezähnen. Dann wandte ich mich ab, um meine Bücher aufzuheben, doch da stand Romy schon vor mir, den Stapel bereits in der Hand.

»Oh«, stieß ich überrascht hervor und die Verlegenheit pumpte weiter Blut in mein Gesicht.

»Ich wusste gar nicht, dass meine Anwesenheit so umwerfend ist«, flüsterte Romy mit einem Lächeln auf den Lippen.

Ich war mir nicht sicher, ob ich sie richtig verstanden hatte, weil ihre Worte zwischen den anderen Geräuschen der Klasse fast untergingen.

»Was?«, hakte ich perplex nach.

»Ich habe gesagt: Du solltest beim Laufen besser aufpassen.«

Oh. Ohhh!

»Ja ... Ja, klar. Danke«, beeilte ich mich, zu sagen, als ich ihr die Bücher aus der Hand nahm, woraufhin ihre Finger meine streiften. Oder waren es meine, die ihre streiften? Ich war schon so durch den Wind, aber seltsamerweise brachte mich das noch mehr aus dem Konzept.

Eilig drückte ich den Stapel an meine Brust, bewegte den Kopf so, dass die Haare mir ins Gesicht fielen und mich und meine brennende Haut wie einen schützenden Vorhang umgaben. Romys Blick brannte auf mir wie Feuer auf einem in Benzin getränkten Holz. Schnell huschte ich an ihr vorbei zu meinem Platz. Dort ließ ich meine Bücher auf die Tischplatte fallen, setzte mich und schloss die Augen.

Peinlich, peinlich, peinlich!

Ich traute mich gar nicht mehr, aufzuschauen, so unangenehm war mir mein ganzer Auftritt.

Hastig kramte ich meine Schreibsachen aus meinem Rucksack.

In dem Moment betrat Gott sei Dank Herr Knut den Klassenraum, um mit dem Geschichtsunterricht zu starten.

»Guten Morgen, Klasse«, brummte er auf dem Weg zum Lehrerpult, während er seine braune, zerfledderte Aktentasche öffnete. Die Brille hatte er sich auf den Kopf geschoben, die gleichzeitig mit einer Schnur um seinen Hals befestigt war.

Die anderen Schüler nahmen ihre Plätze ein, darunter auch Romy, die nun direkt vor mir saß und mir erneut ihre Rückenpartie präsentierte.

Du solltest beim Laufen besser aufpassen, schossen mir ihre Worte durch den Kopf und ich wäre am liebsten vor Scham unter die Tischplatte gerutscht. Ich fühlte mich, als wäre *ich* die neue Schülerin, der dieses Malheur passiert war.

Nur langsam beruhigte sich mein Puls und ich bemerkte, wie Ella neben mir ihren Platz einnahm.

»Hey, Sam«, flüsterte sie mir zu.

Herr Knut war noch damit beschäftigt, sich selbst auf den Unterricht vorzubereiten. Er störte sich nicht daran, dass wir Schüler uns währenddessen unterhielten.

»Hallo, Ella«, murmelte ich zurück und sie schenkte mir ein Lächeln, ehe sie ihre Hefte